

**ROBERT STADLOBER
SINGT UND LIEST
TUCHOLSKY**

WortMusikWelten

**ROBERT STADLOBER
SINGT UND LIEST
TUCHOLSKY**

»Wenn wir einmal nicht grausam sind,
dann glauben wir gleich, wir seien gut«

Eine Kurt-Tucholsky-Hommage mit Songs,
Gedichten und Texten

Nikolaisaal Potsdam | Foyer
Freitag, 23. Januar 2026 | 20 Uhr

MITWIRKENDE

Robert Stadlober

(Lesung, Gesang, Gitarre und Songwriting)

Daniel Moheit (Akkordeon)

Technik: Katja Fochler, Simon Weiß

Pause nach ca. 40 min

Fotografieren, Bild- und Tonaufzeichnungen sind nicht gestattet.
Bitte schalten Sie vor dem Konzert Ihre Mobiltelefone aus.

EINMAL ANGENOMMEN, ...



... heute wäre ein heller, sonniger Tag, wir befänden uns in Berlin, in der Nähe eines Bahnhofes, vielleicht sogar des Bahnhofs Zoo, und wir hätten den Rest des Tages nichts weiter zu tun. Was spräche dagegen, in einen der auf Abfahrt wartenden Züge zu steigen, egal ob Stadtbahn, Regional- oder Schnellzug, und einfach eine Fahrt ins Ungewisse zu wagen. Raus in den Tag, in die Stadt, in dieses Land vor uns. Der Zug würde sich, kurz nachdem wir in den Waggon gesprungen wären, ruckelnd in Bewegung setzen, während wir, uns noch unsicher an den Haltestangen vorhangelnd, nach einem Platz, bevorzugt am Fenster, suchen.

Ungefähr auf Höhe der Schleuse kurz hinter dem Zoologischen Garten würden wir wahrscheinlich zum

Sitzen kommen, aus dem Fenster blinzeln und gerade noch einen Blick auf einen der Flügel der Goldelse, dem Engel auf der Siegessäule, erhaschen, bevor wir durch den nächsten Bahnhof und kurz darauf am Schloss Bellevue vorbei rattern. Und dann würde es sich um uns herum ausbreiten: Berlin.

Das neue Berlin. Und dicht daneben, dahinter, darunter, das alte. Der Lehrter Stadtbahnhof, der zum Hauptbahnhof befördert und dafür mit dem schönsten Glas, das die gläserne Republik aufbringen konnte, ausgekleidet worden ist. Das mittlerweile nicht mehr ganz so neue Kanzleramt, von dem die Touristenführer, und nur diese, behaupten, es würde von den Berlinern liebevoll Waschmaschine genannt. Die nicht mehr goldene, sondern ebenfalls gläserne Kuppel des Reichstagsbaus und dann die hinteren Wände der Museen auf der nach ihnen benannten Insel. Schließlich die Hinterhöfe der alten und der neuen Mitte. Spätestens jetzt würden wir uns einmal im Waggon umsehen, weil uns an den fensterlosen Rückwänden der Häuser die Spuren der Zeit daran erinnerten, dass wir hier ja nicht nur quer durch eine Zeit in einer Stadt, ach was sage ich, durch die Zeit eines ganzen Landes, ja sogar mehrerer Länder, da draußen führen.

Und vielleicht stellten wir fest, während unten die Spree glitzert und sich die Friedrichstraße über sie beugt, dass fünf Herren mit uns im Waggon säßen. Recht unterschiedliche, aber auf eine gewisse Art miteinander im Austausch stehend. Und möglicherweise würden diese fünf Herren in genau jenem Moment aufstehen, ihre Hüte lüpfen und sich vorstellen, als da wären: Theobald Tiger, Peter Panter, Kaspar Hauser, Ignaz Wrobel und Kurt Tucholsky. Und während wir schüchtern zurück grüßten, begannen sie zu erzählen, alle gleichzeitig: über ihre Stadt, ihr Land und ihre Zeitgenossen, wie sie da draußen suchend herumliefen, über den Alexanderplatz, über die Jannowitzbrücke, durch

Lichtenberg und Rheinsberg, durch die Gebirge und an den Seen und an Strandpromenaden entlang. Über ihre Versuche dem ganzen Irrsinn ein klein wenig Freude, ja vielleicht sogar Glück, abzuringen und über die Möglichkeiten des Widerstands innerhalb der engen Zäune der Zeit. Vielleicht würden wir uns manchmal wundern, wie bekannt uns vieles davon vorkäme, aber die fünf Herren in unserem Waggon würden nur leise lächeln und weiter erzählen, und es wäre schwer zu sagen, ob die Ähnlichkeiten nun schön oder schrecklich sind, wir würden jedoch weiter zuhören und aus dem Fenster schauen.

Robert Stadlober

»GOLDENES HERZ MIT EISERNER SCHNAUZE«*



Kurt Tucholsky in Warnemünde (1912)

»Aber es ist gewiß, daß das Land in seiner jetzigen, völlig unveränderten Geistesverfassung wieder in eine Katastrophe hineintaumeln wird, genau wie im Jahre 1914: dummstolz, ahnungslos, mit flatternden Idealen und einem in den Landesfarben angestrichenen Brett vor dem Kopf.«
(Kurt Tucholsky, 1924)

Kaum jemand wollte auf sie hören – auf diejenigen, welche eindringlich und noch eindringlicher gewarnt hatten. Und so nahm das Unheil seinen Lauf – demokratisch gewählt. Ab Januar 1933 gelangten diejenigen, welche das Unheil brachten, in Amt und Würden. Schließlich entfachten diese Ämter- und Würdenträger jenen Weltenbrand – ab 1939. Einer derjenigen, welche die Mitmenschen unablässig davor gewarnt haben, mit den braunen

Übermensen gemeinsame Sache zu machen, hieß **Kurt Tucholsky**.

Kurt Tucholsky war ein gebürtiger Spreeathener jüdischen Glaubens. Er kam hier am 9. Januar 1890 zur Welt, als ältestes von drei Geschwistern. Seine Kindheit verlebte er in Stettin, wo sein Vater eine Bankfiliale leitete. Kurz bevor das 19. dem 20. Jahrhundert wich, kehrte Familie Tucholsky wieder in die Reichshauptstadt zurück, die kaiserliche. Während die Mutter als herrschsüchtig, ja, tyrannisch und distanziert ihren Kindern gegenüber geschildert wurde, hat der Vater ihnen musische Interessen sowie eine sozial und politisch liberale Gesinnung vermittelt. Vom jämmerlichen Lebensende ihrer Mutter, Fabrikantentochter und Lehrerin, in Terezín würden Kurt Tucholsky und sein Bruder nichts mehr erfahren. Während seiner Schulzeit zeichnete sich der künftige Schriftsteller als – insbesondere im Fach Deutsch – mittelmäßig und aufmüpfig aus. Auch äußerten sich anscheinend erstmals seine kabarettistischen Qualitäten, da er zwar als Einzelgänger galt, jedoch im Klassenverband mit seinen witzigen bis spöttischen Äußerungen für allgemeines Gelächter sorgte. Er selbst resümierte rückblickend, seine Schulbesuche seien *»eine sinnlose Quälerei und*

das Fahrgeld nicht wert« (1919) gewesen. Ähnlich lustfrei und zunehmend unmotiviert absolvierte er sein Jurastudium in Berlin (heute: Humboldt-Universität) und Genf. Längst hatten seine literarischen Talente ihn gänzlich eingenommen. So zog er Studierstube und Staatsexamen eine Reise vor: Einen Freund begleitete er nach Prag, wo er dem verehrten Max Brod, Schriftsteller und Kritiker, sowie Franz Kafka begegnete. Auch war Tucholsky längst journalistisch tätig. Dennoch ermöglichte ihm die Universität Jena die Promotion – »*cum laude*« immerhin – Mitte November 1914. Seine Doktorarbeit über einen Paragraphen des Hypothekenrechts war offenbar ein mehrfach überarbeitetes Schmerzenskind gewesen. Noch während seines Studiums machte er überregional erfolgreich als Schriftsteller von beachtlichem Format von sich reden, als er 1912 *Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte* veröffentlichte. Tatsächlich spiegelte es wider, was er während eines Wochenendes mit seiner zukünftigen ersten Ehefrau erlebt hatte – auch deren Ermordung im Vernichtungslager Oświęcim würde ihm erspart bleiben ... Kurz darauf begann seine lebenslange Mitarbeit an *Die Schaubühne / Weltbühne* (seit 1918), einer wöchentlich er-

scheinenden Theaterzeitschrift, zu deren jeweiliger Ausgabe er treu zwei bis drei Satiren, Besprechungen oder sonstige Artikel beitrug. Noch zwei Jahrzehnte später betonte Tucholsky, er verdanke deren Herausgeber, Siegfried Jacobsohn (1881-1926), »*alles, was er geworden ist*«. Kaum promoviert, wurde der junge Doktor der Rechtswissenschaft zum Dienst am Vaterland im Ersten Weltkrieg eingezogen – bei ihm keinerlei Spur von heimattreuer »Hurra-Stimmung«. Dank des Glückes im Unglück konnte er die Schützengräben in seinen polnischen und baltischen Einsatzgebieten weitestgehend meiden. Stattdessen diente er als Kompanieschreiber und pflegte seine literarischen Qualitäten als offizieller Feldzeitungsredakteur, nämlich des einschlägigen Blattes *Der Flieger*. Bei dieser Tätigkeit lernte er auch seine zukünftige zweite Ehefrau kennen. Dank eines Freundes konnte er sich auf andere Posten nach Rumänien versetzen lassen. Damals bekehrte er sich vom jüdischen zum protestantischen Glaubensbekenntnis. Als der Krieg schließlich endete, hatte er Tucholsky in seiner Haltung für Frieden und gegen Militär nur noch bestärkt. Jedoch warfen ihm ehemalige Kriegskameraden alsbald vor, er hätte Untergeordnete damals gerne seine Machtposition spüren

lassen, Andere übervorteilt und sei sich beispielsweise bei der Zuteilung von Essensrationen selbst der Nächste gewesen. In schonungslosen rückblickenden Selbstanalysen bezichtigte Tucholsky sich, insofern »mit den Wölfen geheult« zu haben, als er sich insbesondere im Zusammensein mit Offizierskorps' von deren militärisch-maskuliner Gruppendynamik dazu habe hinreißen lassen, sich auf eine Art und Weise zu verhalten und zu handeln, die er nachträglich verurteilte. Ebenso, dass er als Feldzeitungsredakteur moralische Bedenken zunehmend über Bord warf und behördlichen Vorgaben der Obersten Heeresleitung entsprach.

Wieder in Berlin, dichtete er für Kabarets, veröffentlichte wiederum Aufsätze, schriftliche Porträts von Schauspielerinnen und Schauspielern, Kritiken, Satiren und sozialkritische Beiträge. Dafür hatte er sich gleich vier Pseudonyme erdacht: Kaspar Hauser, Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel. Sie sollten in der *Schaubühne* beziehungsweise Weltbühne dafür sorgen, dass die Zeitschrift abwechslungsreicher aussah, als wenn unter gleich mehreren Beiträgen jeweils »Kurt Tucholsky« gestanden hätte. Der musste freilich feststellen: »Pseudonyme sind wie kleine Menschen«, denn die vier Vorgenannten entwickelten ein Eigenleben und schienen für einen jeweils bestimmten Bereich zuständig zu sein: Beispiels-

weise kritisierte »Ignaz Wrobel« mit beißender und scharfer Feder wichtigste Einrichtungen des preußischen Staates und wehrte sich wider reaktionäre Bewegungen, welche auf die Novemberrevolution 1918 folgten. Während »Kaspar Hauser« melancholisch-nachsichtig und distanziert das Gegenwartsgeschehen kommentierte, sich nur in Notfällen zu schneidend-satirischen Äußerungen verstieg. Wiederholt brachten Tucholsky seine satirischen, militärkritischen Zeitungsbeiträge Strafprozesse ein. Meistens kam der Verfasser glimpflich, sogar mit Freispruch davon. Zugleich engagierte er sich vehement in Friedensorganisationen, gründete selbst mindestens eine mit. Auf deren Antikriegskundgebungen hielt er Reden, die gelegentlich Tumulte auslösten.

Schließlich begann er, Deutschland den Rücken zu kehren: Von April 1924 bis Anfang März 1929 ließ er sich in Paris nieder, zwischenzeitlich in anderen französischen Orten. Für die renommierte *Vossische Zeitung* sowie *Die Weltbühne* schrieb er als Korrespondent aus der Hauptstadt Frankreichs. Wie weiland Heinrich Heine betrachtete er sein Vaterland nunmehr aus der Distanz. Nur gelegentlich kehrte er dorthin kurzzeitig zurück. Er unternahm Les- und Vortragsreisen, die ihm nach wie vor tumultartige Reaktionen bescheren konnten, zumindest an einzelnen Stationen. Ab April 1929 fand er schließlich eine Heimat in



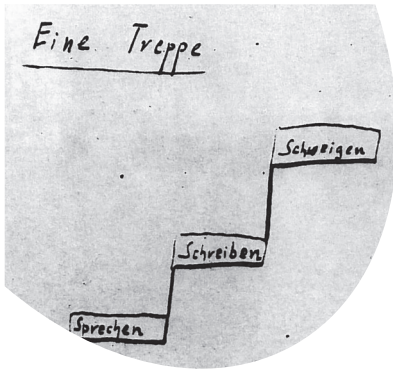
Tucholsky in Paris (1928)

Schweden. Von dort aus besuchte er Deutschland innerhalb des nächsten Jahres erneut nur, um sich kurz daselbst aufzuhalten. Im Februar 1930 bezog er die Villa Nedsjölund in Hindås bei Göteborg. Noch während desselben Jahres knüpfte er mit seiner »Sommergeschichte« *Schloss Gripsholm* an seinen ersten nennenswerten Erfolg *Rheinsberg* an. Weitere Auslandsaufenthalte in Österreich, abermals Paris, in London und Kent sowie in Kopenhagen und in der Schweiz, schließlich in Prag unterbrachen seine Zeit in Schweden und dürften widerspiegeln, wie ruhelos Tucholsky damals war. Aufgrund seiner sich verschlechternden Gesundheit und der sich ebenso entwickelnden politischen Lage zog er sich zusehends aus der Öffentlichkeit zurück, verstummte als Schriftsteller, kritischer Beiträger und Redner. Während Adolf Hitler als Reichskanzler die Macht

im Deutschen Reich an sich nahm und nur viereinhalb Monate später, am 10. Mai 1933, Kurt Tucholskys Bücher öffentlich verbrannt wurden, resignierte er vollends: Wovor er eindrücklich gewarnt und wogegen er nachdrücklich mit dem Wort gekämpft hatte, das war nunmehr tatsächlich eingetreten ... Immerhin setzte er sich noch hartnäckig für den mit ihm eng befreundeten Journalistenkollegen Carl von Ossietzky (1889-1938) (auch andere) ein. Wie andere seiner missliebigen Zunftgenossen, ließen die nationalsozialistischen Folterknechte v. Ossietzky, während er in Konzentrationslagern inhaftiert war, buchstäblich am eigenen Leibe spüren, was sie von ihm und seinen früheren Schriften hielten.

Kurt Tucholsky, des Lebens inzwischen müde, beendete es mutmaßlich selbst. Bereits früher hatte er Selbsttötungsgedanken zugegeben. Am 21. Dezember 1935 nahm er in der Villa Nedsjölund in Hindås eine Überdosis Schlaftabletten zu sich. Rasch ins Sahlgrenska Krankenhaus im nahegelegenen Göteborg eingeliefert, konnte er dennoch nicht mehr gerettet werden.

Nur eine Woche zuvor hatte er in einem Brief an Arnold Zweig (1887-1968), einen weiteren Schriftstellerkollegen, sowohl Emigranten scharf kritisiert als auch Juden, die nach Januar 1933 weiterhin im Deutschen Reich blieben. Auszugsweise erschien seine Kritik in einigen Zei-



Eine Treppe. Kurt Tucholskys letzter Eintrag in seinem *Sudelbuch* (1935)

tungen, kurz nachdem er verstorben war. Die Nationalsozialisten bereiteten sich daraus ein gefundenes Fressen zu: Sie veröffentlichten die Auszüge unter der höhnischen Schlagzeile »*jüdische Schlußbilanz*«. Insbesondere ihr Oberdemagoge dürfte sich darüber ins Fäustchen gelacht haben. Ihn hatte der Verstorbene einst als »*Hinkefuß*« auf sein körperliches Gebrechen

reduziert, damit zugleich seelische Gebrechen assoziierend. Damals mögen Kurt Tucholskys Warnungen vor derlei Volksverführern noch als verschwommen prophetisch erschienen sein. Sie sollten sich tatsächlich als schrecklich hellsichtig erweisen. Nur: Wer hört denn schon auf die Propheten im eigenen Lande?!

»*Wenn heute Einer in Glauchau geboren und in Insterburg gestorben ist, dann rühmen ihm die Nekrologe nach, er sei ein ‚echt deutscher Mann‘ gewesen. Was soll er denn sonst gewesen sein? Ein Kalulu-Indianer? Ein Eskimo? Natürlich war er echt deutsch. Aber man trägt das jetzt so.*« (»Ignaz Wrobel«, *Deutsch*, 1924).

Rashid-S. Pegah

*zitiert aus dem *Requiem* von Kurt Tucholsky alias Ignaz Wrobel (In: *Weltbühne* vom 21.06.1923)

ROBERT STADLOBER



Robert Stadlober ist einer der vielseitigsten Schauspieler und Charakter-Darsteller des deutschsprachigen Raums: Er spielte in über 100 Produktionen, darunter mehr als 50 Kinorollen, und wurde von renommierten Regisseuren wie Volker Schlöndorff (»Diplomatie«), Doris Dörrie (»Alles inklusive«), Christoph Schlingensief (»Area 7« am Burgtheater Wien), Leander Haußmann (»Sonnenallee«) und vielen mehr besetzt. Für sein wandlungsfähiges Spiel wurde er mehrfach mit verschiedenen Preisen, Nominierungen und Auszeichnungen geehrt, darunter der Bayerische Filmpreis, der Hamburger Theaterpreis und der Premio Bacco.

Zu den großen Filmerfolgen der letzten Zeit zählte beispielsweise »Führer und Verführer« mit ihm

in der Hauptrolle. Seine Darstellung von Joseph Goebbels bescherte ihm 2025 eine Nominierung für den »Deutschen Schauspielpreis« in der Kategorie »Dramatische Hauptrolle«. Im Herbst 2025 feierte die Dramaserie »Hundertdreizehn« mit Robert Stadlober in der Hauptrolle des Ermittlers Jan Auschra ihre TV-Premiere im ORF und in der ARD – nach erfolgreicher internationaler Premiere beim Monte-Carlo Television Festival. 2026 erscheint sein neuer Kinofilm »Vier minus drei«, in dem er die Hauptrolle neben Valerie Pachner spielt – nach dem Bestseller von Barbara Pahl-Eberhart. Darüber hinaus tritt Robert Stadlober als Hörbuchsprecher, Synchronkünstler und Labelbetreiber, aber vor allem als Sänger und Multiinstrumentalist in Erscheinung. Mit den Bands Gary und Escorial Gruen veröffentlicht er in regelmäßigen Abständen Alben, geht auf Tour und spielt neben Gitarre auch Mundharmonika und Trompete. Seit ein paar Jahren haben es ihm zudem die Vertonungen lyrischer Texte von Schriftstellern wie Stefan Heym oder Kurt Tucholsky angetan. Dabei tritt er mit Wortgewandtheit und Eigensinn ins Rampenlicht – live auf der Bühne eine besondere Erfahrung, ganz besonders in diesen Tagen.

**WIE ES
EUCH GEFÄLLT.**



RADIODREI.DE

radio 3 rbb

DANIEL MOHEIT



Daniel Moheit begibt sich in unterschiedlichen Ensembles am liebsten auf Konzertreisen. Am Akkordeon begleitet er die sizilianische Sängerin Etta Scollo oder den Berliner Kontrabassisten Jaspar Libuda. In Bands wie Klez.e, And The Golden Choir oder mit Robert Stadlober bei Gary spielt er Bass und Klavier. Zuhause in Berlin musiziert er mit Kindern, erfindet Kinderlieder und unterrichtet Akkordeon.

IMPRESSUM

Herausgeber

Nikolaisaal Potsdam
Konzert- und Veranstaltungshaus
der Landeshauptstadt Potsdam

Geschäftsführerin

Heike Bohmann

Prokuristin

Annette Rindfleisch

Programmdirektor

Michael Dühn

Dramaturgie | Presse

Astrid Weidauer

Musikkulturelle Bildung | Hörvermittlung

Daniella Strasfogel
Assistentin: Andrea Knöbel

Künstlerisches Betriebsbüro | Vermietungen

Axel Grünert

Projektmanagement

Anke Derfert

Marketing | Kommunikation

Genia Börner-Hoffmann

Digitale Medien

Anastasia Peters

Besucherservice

Ulrike Henning, Susann Menzfeld,
Gudrun Mentler, Martina Pfeiffer

Sekretariat | Buchhaltung

Zsuzsanna Amtmann

Technische Leitung

Knut Radowsky
Assistentin: Tabea Jungnickel

Veranstaltungsmeister

Ralf Knobloch

Haustechnik

Marcus Dölle

Programmheft

Redaktion

Astrid Weidauer

Gestaltung

www.maria-pfeiffer.de

Bildnachweis

Seite 2: Lars Dreiucker
Seite 4: Kurt-Tucholsky-Museum, Rheinsberg
Seiten 7 und 8: Archiv
Seiten 9 und 11: Promo

